

Kein Interesse an Marignano

Autor(en): **Engel, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **42 (2015)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-910923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Waadt und vorübergehend gar Teile Savoyens südlich des Genfersees. Zudem band sich die Eidgenossenschaft mit Soldverträgen vor allem an Frankreich. Das Neutralitätsdenken, so lautet die Kritik der meisten Experten, habe sich erst viel später herausgebildet.

■ 1815: Der Wiener Kongress, der das nachnapoleonische Europa ordnete, führte unter anderem zur Anerkennung der dauerhaften Neutralität der Schweiz. Das lag aber vor allem im europäischen Interesse, weil die Schweiz eine Pufferzone an Frankreichs Ostgrenze bildete. Dazu brauchte es ein Diktat der Siegermächte: Die Schweiz, die in Wien äusserst zerstritten auftrat, musste als Preis die ihr gesetzten inneren und äusseren Grenzen akzeptieren und die neuen französischsprachigen Kantone Genf, Wallis und Neuenburg integrieren.

Geschichtsbild als Polit-Botschaft

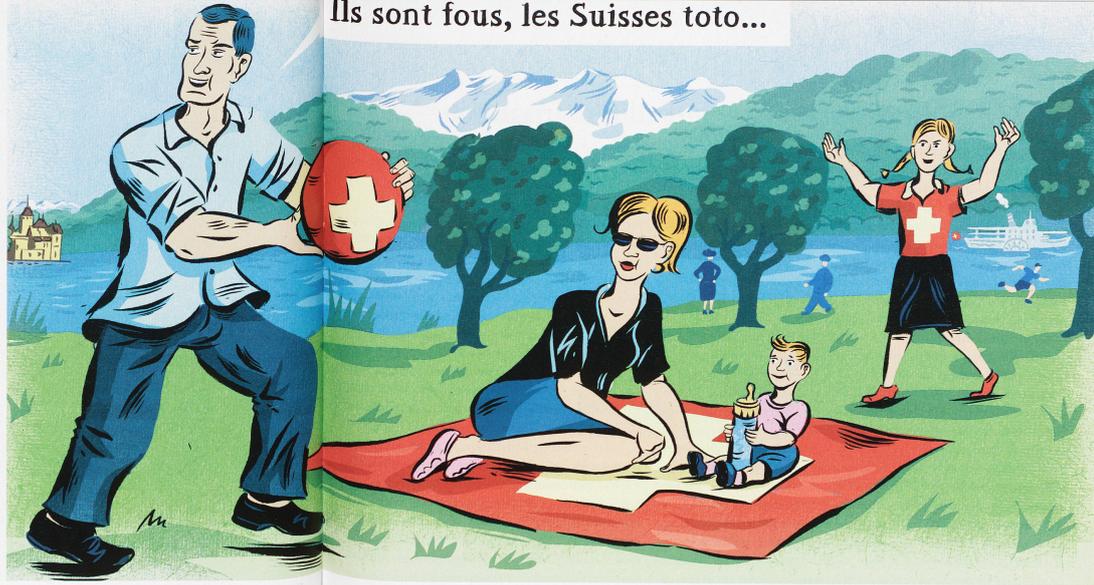
Wer diese Ereignisse allein in nationalgeschichtlicher Perspektive sieht, interpretiert sie als zielgerichtete, bewusste Akte der Selbstbestimmung, des Unabhängigkeitsstrebens und der militärischen Verteidigung gegen Fremdbestimmung. Dieses Geschichtsbild wird als Hintergrundmusik für eine hochpolitische Botschaft eingesetzt: Wer die unter grossen Opfern erkämpfte Unabhängigkeit bewahren will, muss SVP wählen. Die Volkspartei habe diese Debatte «von langer Hand vorbereitet», sagt Hermann Strittmatter, der Doyen der Schweizer Werbewirtschaft, in einem Interview mit der «NZZ am Sonntag». «Im Gegensatz zu anderen politischen Bewegungen planen die Nationalkonservativen solche Kampagnen langfristig.» Die Kampagne sei «professionell und kommunikativ intelligent angezettel». Der Werbefachmann warnt deshalb davor, «diese Marignano-Debatte zu belächeln».

Die vermeintlich historische Debatte ist also eigentlich ein Stellvertreterkrieg um die kulturelle Hegemonie, um die Deutungsmacht. Sie ist ein Identifikationsangebot an ein zutiefst verunsichertes Land – ein Land, das zwischen wirtschaftlicher Globalisierung und Abschottungstendenzen andererseits hin- und hergerissen ist. Thomas Maissen sagt, es sei im Kampf um Macht und Wähleranteile legitim, «veralterte Forschungsstände» zu nutzen: «Es ist aber ebenso legitim und manchmal auch nötig, dass ein Wissenschaftler die politische und volkstumliche Deutung der Geschichte mit dem aktuellen Wissensstand unter Fachleuten vergleicht.»

Verflechtung und Abgrenzung

Nicht nur für Thomas Maissen, auch für seinen nicht minder prominenten Historikerkollegen André Holenstein, Professor in Bern, ist das Geschichtsbild der Volkspartei ein Thema: Bereits Ende 2014 hat er ein vieldiskutiertes Buch mit dem Titel «Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte» publiziert. «Die Schweizerische Volkspartei (SVP) verdankt ihren Aufstieg in den Kreis der wählerstärksten Parteien seit den 1990er-Jahren einer politischen Strategie, die die Ängste der Schweizer Bevölkerung vor der kulturellen Entfremdung im eigenen Land aufgreift», schreibt Holenstein in der Einleitung. Die aktuellen Irritationen nationaler Befindlichkeiten seien zwar der Anlass, aber nicht die tiefere Motivation zu diesem Buch. Diese liege vielmehr in der Beobachtung, «wie ambivalent widersprüchlich, mitunter geradezu schizophren das Verhalten des Kleinststaats Schweiz anmutet, der seit je existenziell mit Europa und der Welt verflochten ist und sich gleichzeitig

Ils sont fous, les Suisses toto...



Kein Interesse an Marignano

Die Geschichtsdebatte zu Marignano und um Wahrheiten und Mythen findet in der Romandie kaum Resonanz.

BARBARA ENGEL

Die sonst sehr debattierfreudigen Westschweizer beteiligen sich nur marginal an den Diskussionen um die Bedeutung der geschichtlichen Ereignisse, die in diesem Jahr in der Schweiz gefeiert werden. Das hat einen einfachen Grund: 1515 mit Marignano ist kein Datum der Westschweizer Geschichte, die Schlacht spielte in der welschen Geschichtswissenschaft nie eine bedeutende Rolle. Das klassische Narrativ der Deutschschweiz interessiert die Romands wenig, denn sie

waren damals nicht dabei: weder in den heroischen Gründungsjahren der Eidgenossenschaft, noch bei der Erweiterung zur achtörtigen Schweiz im 14. Jahrhundert und auch nicht bei der darauffolgenden Phase der Expansion mit der Eroberung des Aargaus und des Thurgaus. Auch der Aufstieg der Eidgenossenschaft zu einem europäischen Machtfaktor geschah, bevor die Romands «Schweizer» wurden.

Die 1388 entstandene achtörtige Eidgenossenschaft war ein durch und durch Deutschschweizer Gebilde. Die Ausdehnung der Eidgenossenschaft in die jetzige Romandie begann erst mit den Burgunderkriegen (1476–1481), die mit dem Beitritt von Solothurn und Freiburg zur Eidgenossenschaft endeten. Das zweisprachige Freiburg war das erste welsche Element im Bund. Doch genau genommen entstand eine welsche Schweiz erst 1798 mit der Helvetischen Republik. Und erst 1848, bei der Gründung des Bundesstaates, wurden

auch die Genfer, Waadtländer, Neuenburger, Welschfreiburger, Welschwalliser und die Jurassier zu Bürgern eines einzigen Staates. Man könnte also auch 1848 zum Gründungsjahr der Romandie erklären.

Im 19. Jahrhundert war die Romandie jedoch noch klar zweigeteilt: Es gab die Regionen mit liberaler und reformierter Tradition – Genf, Waadt, Neuenburg und der südliche Teil des Berner Juras – und jene mit mehrheitlich katholisch-konservativer Prägung – Freiburg, Wallis und Nordjura. Die ideologischen und konfessionellen Gegensätze waren weit wichtiger als das verbindende Element der Sprache.

Die Situation änderte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die wachsende Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich spiegelte sich auch in Spannungen zwischen den

Schweizer Sprachgruppen. Die Romands waren plötzlich nicht mehr nur Genfer, Waadtländer und Neuenburger, sie definierten sich als Angehörige einer Sprachregion. In jener

«Der Aufstieg der Eidgenossenschaft zu einem europäischen Machtfaktor geschah, bevor die Romands «Schweizer» wurden.»

Zeit tauchte auch erstmals der Begriff «Romandie» auf, als Ersatz für die herkömmlichen Begriffe «Suisse romande» oder «Welschland». Die sprachliche Neuschöpfung drückte zwar ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl aus, der Begriff habe in der welschen Schweiz jedoch bis heute «einen eher schlechten Ruf», schreibt Christophe Büchi, Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Lausanne. Offiziell verwendet wird der Begriff jedenfalls einzig im Namen des Velorenns «Tour de Romandies».

BARBARA ENGEL IST CHEFREDAKTORIN DER «SCHWEIZER REVUE»